

Monika Czernin

**Gebrauchsanweisung
für Wien**

Piper München Zürich

Kunst oder die Steine des Anstoßes

2009 war zwar nicht der heißeste Sommer, aber wieder einmal schlugen die Wogen der Empörung hoch, lebte die Kulturstadt Wien im Protestfieber. Via Facebook hatten die Widerstandsgruppen »Freiheit im MQ« und »Bring your Beer to the Museumsquartier« zur Demo aufgerufen. Hunderte, die Veranstalter sprachen gar von 1500, vorwiegend junge Leute waren daraufhin herbeigeströmt, um ihren Lieblingsstadtraum zu verteidigen. Sogar Elfriede Jelinek sei gesichtet worden, hieß es. Die »Gesangsinitiative« verteilte Liedtexte, zu Gitarrenspiel wurde Cat Stevens gesungen und mitgebrachtes Bier in rauen Mengen getrunken. Dieses war nämlich für Wolfgang Waldner zum Stein des Anstoßes geworden, zu viel Bier, zu viel Gegröle nach Mitternacht, zu viel Müll am Morgen sowie schlaflose Anrainer hatten den Leiter des Museumsquartiers veranlasst, die Hausordnung strenger zu exekutieren und das Konsumieren mitgebrachter Getränke zu untersagen. So schnell freilich konnte Kulturstadtrat Mailath-Pokorny seinen Direktor gar nicht zurückpfeifen, wie sich der Aufruf herumgesprochen hatte und die

Leute ins MQ geeilt waren, weswegen dem Museumsquartier nichts anderes übrig blieb, als mittels Gratisgetränkestand zurückzurudern. Nein, hieß es, genau die Leute mit ihrem mitgebrachten Bier wolle man hier, die Jugend, die Studenten und das gemeine Volk, die das Museumsquartier in einen der coolsten urbanen Orte zwischen Madrid und Moskau verwandelt haben. Sie alle sollen weiterhin und ohne Konsumzwang ihren Spaß im zehntgrößten Kulturareal der Welt genießen dürfen.

»Solche Räume entwickeln sich, die kann man nicht am Reißbrett erschaffen«, erklärte der Kulturstadtrat hinterher. All jenen, die den Erfolg des Wiener Museumsquartiers nachzuahmen versuchen, sei dies gesagt. In Madrid und in München sind ähnliche Stadträume entstanden, die Stadtbeauftragten schielen zwecks erfolgreicher Rezeptur nach Wien, doch das gelungene MQ ist etwas höchst Spezielles. So wie Salzburger Nockerln, die luftig wie Daunen kissen zu backen sind oder die Kunst, dem Wiener Schnitzel seine exakt goldgelbe Farbe zu verleihen, die es allein zu dem macht, was es ist, eine Wiener Spezialität. Wer dennoch vor der Aufgabe steht, einen coolen Stadtraum zu ersinnen, dem seien einige Regeln aus dem Wesen des Wiener Kulturlebens verraten.

Erstens müssen, damit ein urbaner Raum diese spezifisch wienerische Gemütlichkeit erreicht, Enzis her. Das sind die beliebtesten Stadtmöbel Wiens, benannt nach der Marketingleiterin des MQ und jedes Jahr in einer anderen, via Internet-Voting ermittelten Farbe gestrichen. So laden die riesigen Polystyrolteile, die wie Bauelemente für einen Tunnel wirken, zum Liegen, Sitzen und Turnen ein – und das mit eigens mitgebrachtem Bier, Wein, einem Sommerroman, im Bikini und barfuß. »Eine phantastische Atmosphäre. Ich habe mir vorgenommen, jedes Mal, wenn ich nach Wien komme, mich mit meinen Freunden da zu treffen«, schrieb ein ru-

mänischer Blogger. Die Enzis kann man mittlerweile – in kleinerer und weicherer Ausfertigung – auch für das eigene Wohnzimmer oder den heimischen Garten erwerben.

Doch nun – und zweitens – zum wesentlichen Punkt: Damit ein urbaner Raum funktioniert, muss er sich in der gesellschaftlichen Wirklichkeit durchsetzen – am besten in einem jahrelangen, alle Beteiligten und Unbeteiligten in Atem haltenden Kulturstreit. Und darin sind die Wiener nun wirklich Weltmeister, der Streit um das Museumsquartier sollte Teil jedes Lehrplanes für Urbanistik sein. Nein, ich mache mich nicht lustig. »Die ganze jahrelange Auseinandersetzung ist aus meiner Sicht der lebensnotwendige Humus für das, was das MQ heute ist«, fasste der Kulturstadtrat – Sie wissen, ihn ziehen wir stets gerne zu Rate, wenn die Geheimnisse Wiens zu entschlüsseln sind – den Erfolg des Museumsquartiers zusammen. Noch heute würden die Verantwortlichen der einzelnen Abteilungen mit hochrotem Kopf herumrennen, um für ihre Projekte zu werben, Missstände anzuprangern, mehr Geld und größere Räume einzuklagen. »Dietmar Steiner vom Architekturzentrum schickt mir immer noch um drei Uhr früh wutentbrannte Mails, weil irgendetwas nicht funktioniert.« Urbanität als permanenter Ausnahmezustand, Kultur als Währung für jene Lebendigkeit, die so vielen gut gemeinten Stadtplanungsprojekten abgeht.

Nun aber zum eigentlichen Streit, der sein vorläufiges Ende in den dreitägigen Eröffnungsfeierlichkeiten im Juni 2001 fand. Die internationale Presse war damals eingeladen, Politiker und Würdenträger fanden überschwängliche Worte, Gäste und Schaulustige applaudierten, Kritiker und Gegenkritiker hielten für einen Moment inne. Allein das, was da gefeiert wurde, gab es noch nicht, zu wichtigen Teilen zumindest. Es gab zwar das Quartier, die Museen hingegen eröffneten erst mehrere Monate später. Den ganzen

Sommer also strömten erwartungsvolle Besucher durch das Tor der k. u. k.-Hofstallungen, um auf einer Baustelle herumzuflanieren und sich bei einem Café darüber hinwegzuträsten, dass sie von so weither gekommen waren und nun mit einem Torso vorliebnehmen mussten. Dass man in Wien die Existenz von etwas feiern kann, das es noch nicht gibt, ist eine weitere Variante des schönen Themas Schein und Sein in dieser Stadt der Theatralik, der Kulturkämpfe, des Größenwahns und der Minderwertigkeitsgefühle.

Im Juni feierte man eben die Eröffnung der »Hülle« und erst im Herbst den Rest: die Eröffnung des Museums Moderner Kunst Stiftung Ludwig, das MUMOK. Danach folgte im Herbst die Eröffnung des Museum Leopold, des Tanzquartiers, des Architekturzentrums AZ und des Kindermuseums Zoom, dessen erste Leiterin unter Tränen und Weinkrämpfen für ihr Museum – wirklich eines der schönsten Kindermuseen der Welt – gekämpft hatte. Stellen Sie sich vor, die Münchner hätten vier Monate vor der Fertigstellung ihrer Pinakothek der Moderne deren Eröffnung gefeiert, mit all dem Pomp, der dieses einzigartige Ereignis in Bayerns Hauptstadt tatsächlich begleitet hat, bloß ohne Bilder oder Skulpturen in den weitläufigen Räumen. Man hätte sich zumindest gefragt, was der Unsinn soll.

In Wien haben sich derlei Fragen höchstens die unwissenden Touristen gestellt. Für die hier Ansässigen war die Einweihung der »Hülle« vollkommen logisch. Schließlich hatte es ja ganze vierundzwanzig Jahre bis zu dieser Feier gedauert. Vierundzwanzig Jahre Meinungskrieg, Zeitungsschlachten, Volksaufruhr, Planungs-marathons, Visionen und deren Demontage – Wiener Kulturkampf vom Feinsten also. Allein der Verschleiß an Politikern! Vier Bauten- und vier Wissenschaftsminister (in Österreich sind die Wissenschaftsminister für die Bundesmuseen zuständig, und der Bauminister heißt Bautenminister), ebenso viele Wiener Kulturdezernen-

ten beziehungsweise Kulturstadträte – auch die saßen damals auf Schleudersitzen –, drei Direktoren der Errichtergesellschaft, unzählige Lokalpolitiker, Museumsdirektoren, Architekten, Experten, Konsulenten und Stimmungsmacher wurden von diesem großen Bauvorhaben verschlungen.

Nachdem die barocken Hofstallungen seit den Fünfzigerjahren von der Wiener Messe herabgenutzt worden waren, kam in den Achtzigerjahren die Idee auf, im künftig revitalisierten »Messepalast« so etwas wie ein österreichisches Centre George Pompidou zu errichten. Mit den beiden großen Museen am Maria-Theresia-Platz, dem Kunst- und dem Naturhistorischen Museum, und der Hofburg auf der anderen Seite des Rings würde auf diese Weise ein riesenhafter Kulturkomplex entstehen, ähnlich dem Areal rund um den Pariser Louvre oder dem Museumsviertel in Washington entlang der Mall. Heute müsste man auch noch den Vergleich mit der Berliner Museumsinsel anfügen, doch damals war dieser Kulturkomplex noch in der Hand der kunst- und kulturmarkunfähigen SED-Funktionäre.

Mit den Brüdern Laurids und Manfred Ortner gewannen 1990 zwei Protagonisten der jüngeren Generation den Architekturwettbewerb für das Wiener Museumsquartier. Und hier fing der Streit an. Der konservative Teil der Stadtbevölkerung attackierte mit ihrem Sprachrohr, der *Kronen-Zeitung*, die Planer. Einmal wurde die Architektur angegriffen, dann wieder das Nutzungskonzept. Eine Bürgerinitiative schlug allen Ernstes vor, die kaiserlichen Stallungen wieder gemäß ihrem ursprünglichen Zweck renovieren zu lassen, Pferde und Wagen sollten als Dependance der Spanischen Hofreitschule und der Wagenburg hierher übersiedelt und Pferdeaustellungen organisiert werden. Ja, sogar eine Pferdetramway durch die nahe gelegene Mariahilferstraße hatten diese Nostalgiker im Sinn. Daneben gab es die auch sonst bei allen anderen städtebaulichen Projekten damals höchst

engagierte Antihochhausfraktion, die darüber wachte, dass in Wien nichts den Stephansturm überragt und sich auch sonst alles Neue nicht nur höhenmäßig unter das Alte ordnet. Vor allem der 67 Meter hohe Leseturm, geplant als Bibliothek für zeitgenössische Kultur und Medien, musste fallen, angeblich nicht zuletzt wegen des Protests eines Kaufhausbesitzers, der sich den freien Blick von seinem Penthouse zum Stephansdom nicht durch die Anmutungen der Moderne verstellen lassen wollte.

Konservativismus versus Avantgarde. Ohne ein heftiges Tauziehen zwischen diesen beiden Polen ist Wien immer undenkbar gewesen. Natürlich gehört zur Dramaturgie auch noch, dass der Kulturkampf mit grimmigem Genuss, einer großen Portion Perfidie und entsprechend lautstarkem Pathos von den Medien aufgegriffen und zur Unterhaltung aller tagtäglich aufs Neue kredenzt wird. Und so entlarvt der Kampf um das Museumsquartier die Menschen in dieser Stadt, ihre Art zu reden, sich selbst wahrzunehmen, sich eine Identität zu geben. Genaugenommen wird ja schon seit zweihundert Jahren um diesen an die Hofburg angrenzenden Stadtraum gestritten. Auch die gewaltigen Pläne von Gottfried Semper für das Kaiserforum waren damals nicht durchsetzbar. Sie blieben unvollendet. Doch nichts ist dem Wiener Gemüt gemäßer als unvollendete Projekte, Provisorien und Torsi. Dem Wiener graut vor endgültigen Zuständen, klaren Verhältnissen und eindeutigen Entscheidungen. Schließlich sind das Dinge, die Gewohntes beenden, liebgewonnene Traditionen auflösen, eingefleischte und über Generationen gepflegte Feindschaften zunichte machen.

Dunkelgraue Basaltlava und weißer Muschelkalk

Nun aber wirklich. Ab ins Museum. Im Kubus aus dunkelgrauer Basaltlava wartet das Museum moderner Kunst mit der Pop-Art-Kollektion des deutschen Sammlers Peter Ludwig auf Sie. Er hat sie 1978 dem österreichischen Staat als Dauerleihgabe zur Verfügung gestellt und damit den Grundstein für dieses Museum gelegt. Dazu kamen noch die Fluxus-, Happening- und Konzeptkunstwerke aus der Sammlung Hahn und eine Reihe wichtiger Ankäufe von Werken neuerer Kunstgenerationen. Gegenüber, im Pendant aus weißem Muschelkalk, wurde die Sammlung des Wiener Augenarztes Dr. Rudolf Leopold untergebracht. Die Republik hatte die Gemälde und Zeichnungen von Gustav Klimt, Egon Schiele und Richard Gerstl sowie Möbel und andere Gebrauchsgegenstände der Wiener Moderne 1994 für umgerechnet 160 Millionen Euro erworben und Leopold zusätzlich noch ein eigenes Museum und den lebenslangen Direktorenstuhl zugesichert. Leopold sammelte mit Hilfe österreichischer Banken, die ihm Millionenkredite »auf seine blauen Augen«, wie man in Wien so sagt, gewährt hatten und den so entstandenen Schuldenberg »nicht einmal ignorierten« (zu Deutsch: darüber bestens informiert waren). Der Sammler erwies sich jedoch als vortreffliche Spürnase, er kaufte rechtzeitig, wenn er auch nicht immer über die Herkunft seiner Bilder Bescheid wusste.

Und so kam es, dass er zwei Bilder erwarb, die Anfang 1998 in New York als NS-Beutekunst beschlagnahmt wurden. Das rückte eines der dunkelsten Kapitel der österreichischen Kulturpolitik ins Blickfeld der Öffentlichkeit: den immensen und bis dahin nicht einmal dokumentierten Kunstraub durch die Nationalsozialisten und den Umgang Österreichs damit seit 1945. Denn während in Deutschland arisiertes Eigentum vielfach zurückgegeben wurde, dachten

die österreichischen Behörden nicht im Geringsten daran. Nach dem Krieg hatten jüdische Exeigentümer ihre Ansprüche an die Republik zwar geltend gemacht, sie wurden aber schamlos abgeschmettert: Man drängte sie in die Warteschleife der österreichischen Bürokratie ab oder enteignete sie schlichtweg auf erpresserische Weise zum zweiten Mal, indem man sie etwa dazu zwang, die Beutekunst durch nachträgliche Schenkungen zu legalisieren. Die österreichische Republik hat auf diese Weise die Erben ehemals österreichischer jüdischer Familien um ein Milliardenvermögen gebracht. 1998 sorgten die zwei Bilder von Egon Schiele aus der Sammlung Leopold für gehörigen Wirbel. Dazu kam der Druck vonseiten zweier österreichischer Journalisten, Thomas Trenkler und Hubertus Czernin, sodass nach vielem Diskutieren der österreichische Nationalrat ein Restitutionsgesetz verabschiedete, infolgedessen zehntausend Kunstwerke an ihre rechtmäßigen Eigentümer zurückgegeben wurden. Auf diese Weise kehrten auch die Namen und Geschichten jener Familien des jüdischen Großbürgertums ins österreichische Bewusstsein zurück, die das Wien der Jahrhundertwende so nachhaltig geprägt hatten. Die Rothschilds zum Beispiel, die ihre gesamte Kunstsammlung zurückbekamen, die Familie Thorsch und die Bloch-Bauers. Dennoch tauchten 2008 in einer Egger-Lienz-Ausstellung im Museum Leopold wieder vierzehn Gemälde auf, bei denen ein Verdacht auf NS-Raubkunst bestand, die Israelische Kultusgemeinde startete daraufhin die Protestkampagne »Tatort Raubkunst« – im Museumsquartier, wo sonst.